

Beilage zum „Danziger Courier".

Der Talisman.

Roman von M. von Ekensteen. [5]

(Fortsetzung.)

Mary hatte ihm mit einer gewissen Verlegenheit die Hand gereicht, auf die er sich niederbeugte, sie mit seinen Lippen streifend, und in verbindlichem Ton sagte sie dann zu ihm:



Wasserträger am Nil.

„Ich bat die Verwandten des verewigten Herrn, Fichteneck wie ihr eigenes Heim zu betrachten; seien Sie willkommen, Herr Premierleutnant!" Dabei entzog sie ihm die Hand.

Aber er lachte laut auf: „Bitte, bitte, nicht so förmlich, nicht so zeremoniell! Sie sind die Herrin hier und — wir könnten uns fast Verwandte nennen!" Dann streifte sein Blick die jungen Herren und als Mary vorstellte:

„Meine Brüder, Antony und Paul!" sagte er selber, das Monocle aus den Augen schnellend:

„von Eberrrsberrrg, alterr Bekannter von Fräulein Schwester!"

Nun ging er neben Mary her, dem Schloß zu, erbötig, höchst eigenhändig die Schlittschuhe zu tragen, wahrhaft entzückt von der „pyramidal-schönen Reise", immer das „r" schnarrend, immer die Schnurrbartspitzen nach den Augenwinkeln hinaufdrehend und geschickt wie ein Jongleur das Augenglas auffangend; und die Brüder folgten hinterher, einen bedeutsamen Blick wechselnd, denn sie deuteten Marys Befangenheit und den winterlichen Besuch des Herrn Leutnants auf ihre eigene Art und meinten, der Ferienurlaub würde am Ende auch mit einer Verlobung des zweiten Herrn von Ebersberg enden. — — — — — —

Man ging etwas später zu Tisch heut; Mary hatte des Gastes wegen noch einige Befehle zu geben und nach der Eispartie erforderte auch die Toilettenfrage einige Aufmerksamkeit. Als man sich dann im Salon zusammenfand, hielt es Leutnant Astolf an der Zeit, endlich die Erklärung für seinen

Besuch abzugeben und wie damals in der stürmischen Nacht, wo Fräulein Hildegard die Geschichte des Toten erzählt hatte, saß er wieder vor dem flackernden Kamin, immer noch mit dem siegesbewußten Zug im Antlitz, aber sichtbar bemüht, von seiner besten Seite sich zu zeigen, und nicht nur Mary, sondern auch ihre Brüder von seiner Unwiderstehlichkeit zu überzeugen.

Mit einem Gesicht, als gelte es, ein Königreich zu verschenken, zog er aus der Brusttasche seines schwarzen Gesellschaftsanzuges zwei Briefe und überreichte sie nun Mary mit den Worten:

„Ich wollte der persönliche Ueberbringer dieser Schreiben sein und persönlich auch Ihre Antwort darauf den Schreibern überbringen! Darf ich bitten, mein gnädigstes Fräulein, von dem Inhalt möglichst bald Kenntnis zu nehmen und Ihrem ergebenen Diener," dabei verbeugte er sich mit einem gezwungenen Augenaufschlag, „durch Annahme der darin ausgesprochenen Einladung zu höchstem Dank zu verpflichten."

Mary lächelte, indem sie die Briefe ergriff; die ganze Sache kam ihr so theatralisch vor, aber dennoch kam ihr ein gelinder Zweifel, ob sie nicht damals in ihrer traurigen Stimmung und müde von der Reise am Ende doch zu scharf geurteilt hätte, denn artiger und liebenswürdiger als Leutnant von Ebersberg sich benahm, konnte auch die verwöhnteste Salondame sich einen Gardeoffizier nicht wünschen. Daß Astolf selber ihr nicht sympathisch war, das dürfte hier nicht mitsprechen, und darum bemühte sie sich, in artigem Ton zu antworten:

„So rätselhaft mir auch erscheint, wieso ich Sie, Herr Leutnant, zu Dank verpflichten könnte und welche Einladung an mich ergehen kann, so dürfen Sie doch überzeugt sein, wenn es in meiner Macht liegt, werde ich Ihnen gern gefällig sein!"

„O, so habe ich schon gewonnen!" rief er stolz und selbstbewußt; „alter Spruch wird sich wieder einmal bewähren, „er kam, er sah, er siegte," freilich mit dem kleinen Unterschied, daß „er sah" schon früher stattfand, — — — leider unter so entsetzlich traurigen Verhältnissen. Annäherung damals ganz unmöglich!"

Mary hatte kaum auf die letzten Worte geachtet, sondern erst einen größern Brief in weißem Kouvert eröffnet, langsam gelesen, dann eine Weile mit gesenktem Blick gezögert und nun erbrach sie das zweite Schreiben, ein zierliches rosa Briefchen mit parfümiertem Siegel.

Leutnant Astolf, sowie ihre Brüder hatten sie beobachtet, und als sie nun mit geröteten Wangen den Blick hob, lächelte sie der Leutnant so freundlich an und sagte, wie ein Kind die Hände faltend:

„Bitte, sagen Sie ja, machen Sie Fräulein von Milexi, meinem Bruder, mir — überhaupt der ganzen Familie die Freude!"

„Ich bin so überrascht," entgegnete Mary befangen; „diese Briefe sind so herzlich und freundlich, aber ich weiß gar nicht, wie ich zu der Ehre komme, von Ihrem Herrn Bruder und Fräulein von Milexi zu den Hochzeitsfeierlichkeiten eingeladen zu werden? Das kommt so unerwartet, so —"

Leutnant Astolf war dicht vor sie hingetreten und sah sie fest und durchdringend an; er wußte, dieser Blick hatte schon manche spröde Schöne bezaubert, und die Kameraden hatten es ihm oft gesagt, daß seinem Auge gegenüber leicht ein Mädchenherz höher schlüge, aber — heute ließ er es nicht bei dem Blick bewenden; mit einer seltsam gedämpften Stimme sagte er:

„Ahnen Sie nicht, Fräulein Mary, wo der Impuls zu dieser Einladung herkam?"

Offen und groß schlug sie die Augen zu ihm auf:

„Nein, Herr Leutnant!"

Aber, da traf ihr Auge diesen seltsamen Blick und eine eigene, fast an Bangen grenzende Empfindung beschlich urplötzlich ihr Herz. Auch ihr schlug es heftiger und schneller auf, aber sie verstand die Sprache jener Augen nicht und glaubte, Sorge läge in dem seltsamen Blick, Sorge, daß sie „nein" sagen möchte, wo man um ein „ja" bat, und die eigenen Augen senkend, trafen Astolfs Worte nur wie ein ferner Schall ihr Ohr:

„Ich bat meinen Bruder, ich bat seine Braut — und nun bitte ich Sie selber, Fräulein Mary."

Und hastig, ohne länger zu überlegen, nur von der Empfindung erfüllt, aus dem Bannkreis dieser Augen zu kommen, hauchte sie:

„Ich werde Fräulein von Milexi schreiben!"

„Und Sie werden kommen?"

„Ich werde kommen!"

Wenzel öffnete die breite Flügelthür, die zum Eßzimmer führte, und meldete, daß die Suppe aufgetragen sei; Leutnant Astolf reichte Mary den Arm, leicht lehnte sie ihre Hand auf, und die Befangenheit, die einen Augenblick über sie gekommen war, wich wieder, die momentane Schwäche gab einer heitern Ruhe Raum und sie zeigte sich als eine vollendete Hausfrau, die mit der Artigkeit gegen die Gäste auch die seltene Gabe vereinte, mit einem einzigen Blick, einer einzigen unauffälligen Geberde die Diener zu lenken.

Fast neckisch klang ihre Frage:

„Nun erklären Sie mir aber auch, Herr Leutnant, warum Sie sich bemühten, mir die Einladung zukommen zu lassen, warum Sie dieselbe persönlich überbringen wollten? Hatte das nicht einen ganz besondern Grund, den ich durchaus nicht zu enträtseln vermag?"

„Gewiß, einen tiefen Grund!" und der Herr Leutnant hob sein Glas, sah durch die goldene Flut des Weines, als ob er Zeit gewinnen wolle, eine Antwort zurecht zu legen, dann schlürfte er bedächtig das Glas bis zum Grund leer und sagte:

„Seit Onkel Hieronymus' Beschluß uns bekannt wurde, gelten Sie für uns wie zur Familie gehörig; Egons Hochzeit aber bot doch die reizendste Gelegenheit, dieser Empfindung nun auch Ausdruck zu geben; erscheint Ihnen das so absonderlich?"

„Nicht doch, Herr Leutnant, im Gegenteil, — es ist das ein so warm anmutender Zug, daß ich Ihnen von Herzen verbunden bin!"

Freudig blitzte es in Astolfs Gesicht auf, er sagte aber kein Wort, sondern neigte sich nur lächelnd und Mary fuhr fort:

„Sie kommen nun aber nicht so leichten Kaufs davon. Sie werden die Güte haben müssen, Herr Leutnant, mir einige nähere Anhaltspunkte zu geben. Verliebte sind oft sehr zerstreut und vergeßlich, und während Leutnant von Ebersberg mir nur in warmen Worten die Einladung seiner Schwiegereltern übermittelt und seine eigene Bitte anfügt, spricht Fräulein von Milexi nur von dem Polterabend, den ich mitmachen müßte, von der Hochzeit vergißt sie aber Tag und Datum anzugeben und sonstige wichtige — wenn auch für Liebende nichtige Dinge!"

„Kolossal weiblich!" lachte Astolf auf, „kann doch nur einer Dame passieren, aber — halt! Suse und Egon wußten ja, daß ich in Fichteneck persönlich vorsprechen würde, wir dürfen sie nicht anklagen! So bin ich denn zu jeder Auskunft bereit! — Die Hochzeit soll am vierten Januar stattfinden, ich selber werde der Glückliche sein, der die Ehre hat, Sie zu führen und — wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, könnten wir hin und zurück die Reise zusammen machen!"

Freudig ging Mary darauf ein; nach der fernen rheinischen Garnison war eine weite Wegstrecke, das mußte langweilig sein in der jetzigen Jahreszeit, und da die Familie ihr so artig entgegenkam, freute sie sich ganz ehrlich auf die Festlichkeiten, wie es ihr ein angenehmes Empfinden war, daß die Familie ihres verstorbenen Wohlthäters die ersten Schritte zu einem freundlichen Verkehr gethan hatte.

Unter heiterer Wechselrede wurde nun beschlossen, daß Astolf am zweiten Januar mit Mary am Bahnhof der nahen Hauptstadt zusammentreffen sollten, bis wohin die Brüder sie begleiten wollten, und die Zwischenzeit wollte sie benützen, die Arbeit für die in Aussicht genommenen fünf Tage ihrer Abwesenheit vorzubereiten und für die nötige Toilette zu sorgen, um auch darin sich der vornehmen Gesellschaft würdig zu zeigen.

Auch gegen Marys Brüder gab sich Leutnant Astolf sehr nett und artig, nach Tisch wurde musiziert, der Abend fröhlich verplaudert und als man sich gegen 10 Uhr trennte, waren alle in fröhlicher Laune.

Mary begleitete noch die Brüder zu ihren Stuben, ließ sich harmlos die neckenden Anspielungen auf die sehr deutlichen Absichten des Herrn Leutnants gefallen und übersann dann, in ihrem Zimmer angekommen, welche Toilette sie wählen wolle, und mit welcher Gabe sie wohl das junge Paar erfreuen könnte. Leutnant von Ebersberg aber saß an dem kleinen Eichenholzschreibtisch und schrieb:

„Lieber Egon! Ich müßte kein Ebersberg, kein Leutnant und vor allem nicht der Astolf sein, wenn nicht alles in schönster Ordnung wäre! Die niedliche Schloßherrin ist Feuer und Flamme! Kommt natürlich, reist mit mir zu Euch hin und zurück und wird wie eine Königin sich benehmen, verlasse Dich auf mich! Sie war nicht umsonst vier Jahre in der vornehmen gräflichen Familie Erzieherin: hat ganz die Art des Benehmens. Suse meinen Gruß, der Frau Oberstin meinen Handkuß und — was ich sagen wollte, Junge, gelt, schicke mir doch umgehend einen Tausender! Die Sache hat ja gar kein Bedenken, in höchstens sechs Monaten bin ich ein gemachter Mann. Ich verlasse mich auf Dich, zu Blumenfeld möchte ich nicht wieder hin, Du weißt, wie der mich mit Procenten übernahm. Dienstag bin ich zu Hause, sorge, daß die Anweisung mich gleich antrifft, da ich am zweiten Januar schon mit Mary zu Euch will. —

Hier ist alles ganz traulich und nett, fehlt nur ein wenig der große moderne Zug; Marys Brüder sind hier, harmlose Jungen, die irgend 'was studieren wollen. Schade über diese plebejischen Ansichten, gäben ein paar ganz fesche Infanteristen ab. Na, wer

weiß, was ich noch erreiche. Bitte, besorge die Kleinigkeit. Allzeit Dein Astolf."

Und während er den Brief bedächtig kouvertierte und mit dem ererbten Siegelring petschierte, murmelte er vor sich hin:

„Schauderhaft schwierige Sache, so eine tugendsame Jungfrau zu gewinnen, da prallen alle Blicke ab wie Blitzstrahl in Polareis! Und dieser empfindsame Egon, ganz aus der Art geschlagen! Eine Liebesheirat ohne goldenen Hintergrund, und glaubt an die Komödie, daß ich das kleine Bürgermädchen gewinnen will! Ha, ha, ha!"

Er hatte laut gelacht und erschrak vor der eigenen Stimme, daß er sich scheu umsah. Dann zwirbelte er an seinem Bart herum, nahm mit einem Seufzer einen zweiten Briefbogen und schrieb:

„Herrn Blumenfeld, Berlin Asamstraße. Habe plötzlich abreisen müssen, bitte um zwei Monate verlängern. Bin in Verhandlungen, reiche Partie und so weiter. Beste Aussichten für Sie. Astolf von Ebersberg, Schloß Fichteneck."

„Lump," knirschte er, „die ganze Erbschaft hat er eingesteckt und ist nun zäh wie ein Auerhahn! — Die reiche Wortoska hat der Below mir weggeschnappt, Jammer und Fehlschläge überall! Die Kleine muß aushelfen! Von rechtswegen hätte ja doch uns alles gehört!"

Und dann legte er sich nieder. dehnte sich und dachte: „Wie spießbürgerlich, um elf Uhr im Bett, ohne Sekt, ohne Theater!" und dann summte er vor sich hin: „Der Wein, das Geld —" und mitten darin schlief er ein. — — — — — — — — — — — —

Es war gemütlich in dem Turmzimmer, wo einst der schwarz verhangene Sarg gestanden hatte; lauschige Wärme strahlte aus, eine große weiße Angorakatze dehnte sich auf dem Fenstersims und alle Bäume draußen glitzerten im Demantschein des Winterreifs. Mary hatte in aller Frühe den Brief an die Familie von Milexi geschrieben, in höflicher Weise für die Einladung sich bedankt und ihr Erscheinen in Aussicht gestellt; nun trug ein Bote die Briefschaften zur nächsten Poststelle und während Antony und Paul am Eislauf sich vergnügten, saß sie plaudernd mit Astolf zusammen, der am Nachmittag zurückzufahren gedachte. Harmlos gab sie ihm Bescheid auf die tausend Fragen, die er an sie richtete, und sie freute sich ehrlich seines Interesses an der Landwirtschaft und dem Gang der Geschäfte im großen, umfangreichen Betrieb von Fichteneck. Sie konnte ihm berichten, wie herrlich der Herbst mit vollen Garben gekommen sei, wie überreich der Segen des Goldes am Jahresschluß sich ergäbe.

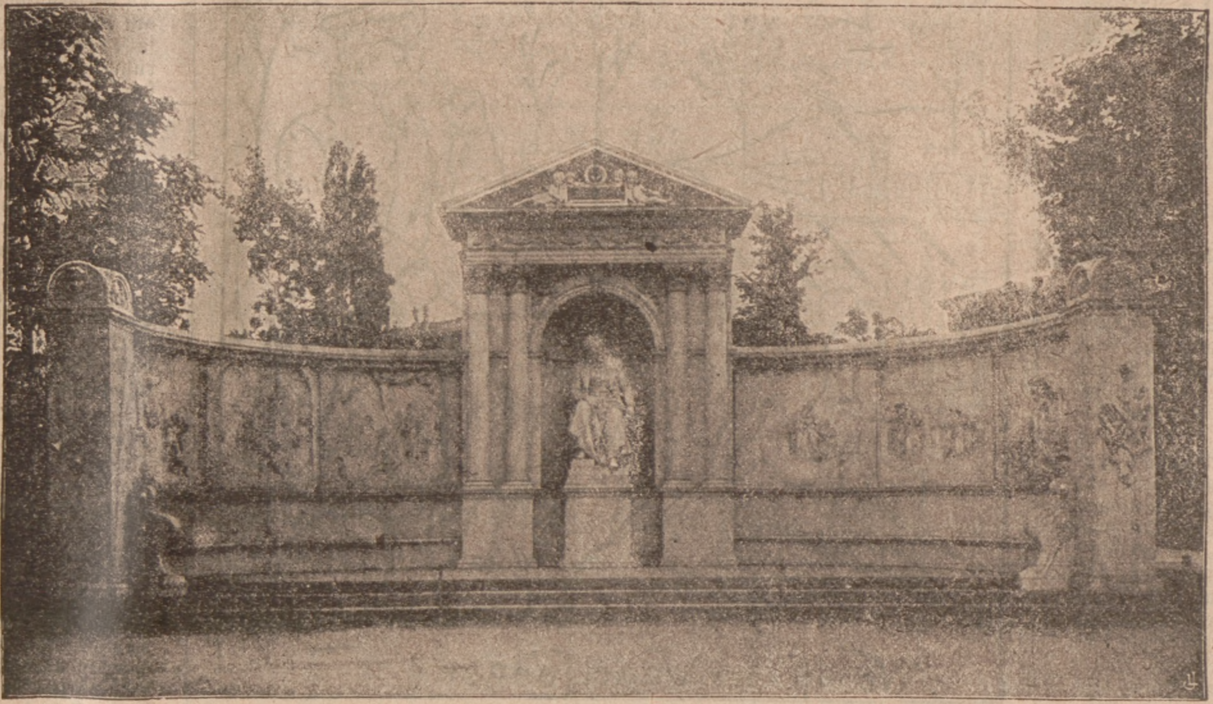
„O, wie thöricht ist der Wahn des Talismans!" rief sie aus; „all das Leid, das über die Glieder der Familie kam, schufen sie es nicht selbst im wilden Taumel der Leidenschaft? Und wer will Tod ein Unglück nennen? Kommt er uns nicht alle einmal an, ob früher oder später? Und sind die Toten nicht glücklicher, als vielleicht der verstoßene Sohn, der umherirrt ohne Heimat, ahnungslos, daß hier die Schätze für ihn sich häufen, während er vielleicht darbt in weiter Welt?"

Astolf hatte aus ihren Worten nur das erfaßt, daß die Schätze sich häuften, und hastend forschte er:

„Sie reden von Schätzen, die Sie scheinbar ansammeln wollen, für einen, der wohl niemals wiederkehren wird; und doch glaube ich, mich entsinnen zu können, daß ausdrücklich das Testament Ihnen alle Ersparnisse während der Dauer Ihrer Verwaltung zuschrieb?"

„So hieß es wohl," entgegnete sie, und ihre Stimme klang bewegt und weich, „aber, genügt nicht überreich für mich und meine Brüder selbst das, was mir gehört? Lebe ich nicht hier wie die Fee im Märchenpalast? Wo sollte ich hin mit all dem Geld? O glauben Sie, es liegt ein unsagbar süßer Trost in dem Gedanken, über das hinauszugehen, was man so leichthin Pflicht nennt! So viel ich jetzt schon aus den Büchern ersah, wird mir der Abschluß gestatten, manches gute Werk im Sinne der Wohlthätigkeit zu thun, und dann gab mir der Brief des verstorbenen Besitzers so manchen Wink, was er gern geschaffen hätte: dazu soll die Mehreinnahme dienen. Und nun gestehen Sie selbst, soll ich nicht den Ueberschuß sammeln für den, dem er gebührt?"

(Fortsetzung folgt.)



Das Grillparzer-Denkmal in Wien.

Der Neuzeit gereicht es zur Ehre, daß sie bestrebt, die dahingeschiedenen Größen der Wissenschaft oder Kunst durch prächtige Denkmale zu ehren. Mit Recht ist in diesem Sinne auch Franz Grillparzer, welcher zu den bedeutendsten Dramatikern Oesterreichs zählt, das Kunstwerk gewidmet, welches wir hier vor den Blick führen. Grillparzer war ein Wiener Kind und ist es geblieben zeitlebens; in Wien, wo er im Jahre 1791 geboren wurde, lebte er als Beamter (Archivdirektor), und in Wien starb er auch, am 21. Januar 1872, wenige Tage nach Vollendung seines 81. Lebensjahres. Das Denkmal ist aus Marmor in Form einer Rotunde errichtet, zu der drei Stufen hinaufführen. In der Mitte in einer Nische die sitzende Gestalt des Dichters, in sinnender Haltung, von dem Wiener Bildhauer Karl Kundmann, dem Schöpfer des Schubert-Denkmals, modelliert. Die Nische wird von je zwei korinthischen Säulen flankiert und ist mit einem Giebel gekrönt. Zu beiden Seiten über der halbrunden Bank befinden sich sechs reizvolle Darstellungen aus Grillparzers Werken.

Für unsre Hausfrauen.

Gulasch. 10 Personen. 1 Stunde. Rohes derbes Rind-, Schweine- und Hammelfleisch, zusammen eineinhalb Kilo, jedes zu gleichen Teilen, wird — nicht gewaschen, sondern nur mit einem Tuch abgerieben — von den Sehnen befreit und in Würfel geschnitten. Dann zerläßt man in einer Kasserolle 75 Gramm Butter und ebensoviel Speck, röstet darin drei feingeschnittene Zwiebeln und läßt das Fleisch hierin etwa dreiviertel Stunden schmoren. Nun salzt man es, fügt ein Lorbeerblatt, einige Nelken, einen Eßlöffel Kümmelkörner, etwas Essig, einen halben Theelöffel voll Liebigs Fleischextrakt hinzu, läßt das Fleisch vollends weich werden, überpudert es, um die Tunke seimig zu machen, mit ein wenig Mehl und schärft sie zuletzt mit einer kleinen Messerspitze Paprikapfeffer. Geschmorte Kartöffelchen oder kleine Klöße bilden die Beilage.

Zu unsern Bildern.

Wasserträger am Nil. Unser Bild auf der ersten Seite dieser Nummer vergegenwärtigt eine Gruppe Fellachen, die, nachdem sie sich im Nil mit Wasser versehen haben, mit den vollgefüllten Schläuchen wieder ans Land steigen. Ihre photographische Aufnahme scheint, den Gesichtszügen nach zu urteilen, gemischte Gefühle zu erwecken.

Ernst und Scherz.

Gustav Adolphs erste Liebe. An einer Fensterscheibe des Schlosses zu Stockholm stehen, mit einem Diamantring eingeritzt, die Worte: „Mit meinem Los bin ich vergnügt, — Nehm dankbar an, wie Gott es fügt.“ Diese Worte hat Ebba Brahe eingeritzt, die erste Liebe des großen Schwedenkönigs Gustav Adolph. In Schweden findet man noch häufig ihr Bild, auch haben schwedische Dichter mehrfach Ebba Brahe besungen, und noch heut lebt ihr Andenken im Volke fort. Es war mit ihr und Gustav Adolph das „alte Lied“ und alte Leid von zwei Menschen, die sich liebten und den Rücksichten folgend, auf das Glück, einander anzugehören, verzichten mußten. Ebba Brahe war die einzige Tochter des Grafen Magnus Brahe, der in Schweden die Würde eines Reichstruchseß bekleidete. Ihre Mutter starb, als Ebba noch sehr jung war, und die Mutter Gustav Adolphs, die Königin Christine, nahm sie, als sie kaum das zehnte Lebensjahr erreicht hatte, zu sich an den Hof zu Stockholm. Gustav Adolph hatte im Jahre 1811, erst 17 Jahr alt, den schwedischen Thron bestiegen. Als ein Jahr später Ebba Brahe zu seiner Mutter kam, faßte der junge König eine innige Zuneigung zu der schönen, blondlockigen Gräfin, die ebenso sehr durch Schlauheit, wie durch Sanftmut und Herzensgüte sich auszeichnete, weshalb sie überall beliebt war. Gustav Adolph hegte die ernste Absicht, Ebba, deren Herz sich dem ritterlichen Könige zugewendet hatte, zu seiner Gemahlin und zur Königin zu erheben, aber die Erfüllung seines Wunsches scheiterte an dem Widerstand seiner Mutter, die gar wichtige politische Gründe bewogen, für das damals vielfach bedrängte schwedische Herrscherhaus eine andre Verbindung mit irgend einem europäischen Hofe zu wünschen und nicht mit der Tochter eines Grafengeschlechts des eigenen Landes. Sie trat also trennend zwischen die Liebenden und bewog Ebba durch Ueberredung, einen Brief an den König zu richten, in welchem sie ihn bat, jeden Gedanken an eine Ehe mit ihr aufzugeben. Das Antwortschreiben Gustav Adolphs ist noch vorhanden. Er bittet darin, in Geduld auszuharren, da er hoffe, den Widerstand seiner Mutter besiegen zu können, und spricht die Hoffnung endlicher Vereinigung aus. Fast schien es, als ob die Königin Christine jetzt dem Bunde beider geneigter wäre und nur Aufschub wünsche. Aber im geheimen wendete sie alle Mittel an, das Paar zu trennen. Durch die Hilfe des spätern Reichskanzlers Axel Oxenstjerna gelang ihr dies nach einigen Jahren auch wirklich. Oxenstjerna überzeugte den jungen König, daß Standesrücksichten geböten, von einer Verbindung mit Ebba Brahe abzusehen und die Prinzessin Marie Eleonore von Brandenburg zu heiraten. Nur schwer und langsam überwand Ebba den namenlosen Schmerz. Nach Verlauf einiger Jahre gedachte sie des Geliebten mit stiller Wehmut. Als dann Graf Jakob de la Gardie, ein Offizier, um ihre Hand anhielt, verlobte sie sich mit ihm und schrieb die eingangs angeführten Worte in die Fensterscheibe ihres Zimmers. Mit der Schickung Gottes zufrieden, gedachte sie später des Jugendgeliebten. Noch jetzt bewahrt man im Dom zu Upsala den Ring auf, den Ebba einst an Gustav Adolph als Pfand ihrer Treue gegeben. Der Verlobungsring, den Gustav Adolph ihr schenkte und der reich in Rubinen und Diamanten glänzt, befindet sich in der königlichen Schatzkammer zu Stockholm.

Vexierbild.



(Erklärung folgt in nächster Nummer.)

Wie Bismarck zu einem Glockenzug kam. Als Otto von Bismarck als Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. weilte und im Hause eines dortigen Patriziers wohnte, vermißte er einen Glockenzug, durch welchen es ihm möglich gewesen wäre, seinen Diener aus dem obern Stockwerk in das Arbeitszimmer hinunterzurufen. Er ließ den Hausherrn ersuchen, eine solche Klingel anzubringen; allein der Patrizier gab zur Antwort, daß seine Mieter in der Regel derartige besondere Wünsche auf eigene Kosten befriedigen müßten, und er wisse nicht, warum in diesem Fall eine Ausnahme gemacht werden solle. Einige Tage später erdröhnte ein Pistolenschuß durch das Haus. Erschreckt eilte der Eigentümer durch alle Räume und kam zu Bismarcks Arbeitszimmer, wo die noch rauchende Pistole auf dem Tische lag, der ebenfalls rauchende Bismarck aber ruhig hinter seinen Akten saß. „Um Himmelswillen, was ist denn geschehen?“ — fragte bestürzt der Hausherr. — „Gar nichts,“ — versetzte Bismarck, — seien Sie ganz unbesorgt! Ich habe nur meinem Diener oben ein Zeichen gegeben, daß er kommen soll. Es ist ein ganz harmloses Signal, an das Sie sich hoffentlich gewöhnen werden.“ — Tags darauf hatte Bismarck dann seinen Glockenzug.

Aus der Schule. Lehrer: „Denk' Dir einmal, Schulze, Du wärest ein General und zögest mit zehntausend Mann gegen den Feind. Während der Schlacht verlierst Du 2500 Mann. Nun kommt Dir aber jemand zu Hilfe und Du hast im ganzen zwölftausend Mann. Wie stark war die Hilfe? (Pause.) Nun hast Du es noch nicht? Worauf wartest Du denn eigentlich? Schulze: „Ich warte auf die Hilfe?“

Satyre.

Zum Neun-Uhr-Schluß.

Starren Blickes saß des Abends
Einst der Dichter. Die Sekunden
Zählt er ab am Chronometer
Und sie wurden ihm zu Stunden.

Doch da öffnet sich die Thüre.
In der Hand die leere Flasche
Tritt der Bote, und der Dichter
Grau im Antlitz wird wie Asche.

Und er starb zur selb'gen Stunde —
Es ist Wahrheit — keine Finte.
Und der Grund: Die Uhr schlug neune
Und er hatte keine Tinte. i.

Ein schlagfertiger Wirt. Gast: „Sagen Sie, Herr Wirt, der saure Wein, den Sie mir vorgesetzt, ist doch kein Affenthaler? Für den in der Weinkarte notierten Preis von 1 Mark 50 Pf. kann man doch eine gute Flasche Affenthaler verlangen.“ Wirt: „Eure Gnaden kein Affenthaler? Trinken S' nur zwei Flaschen davon, dann haben Sie einen guten Affen und ich einen Thaler.“

Rätsel.

Ein Mann ist es — in letzter Zeit
Genannt gar oft in vieler Munde.
Das erste — letzte Zeichen weg,
Dem, der's bekommt, 'ne böse Kunde. i.

Krebsworträtsel.

Ein schlichtes Hausgerät ich bin
Nimmst Du mein letztes Zeichen hin
Und liest alsdann mich umgekehrt —
Ein Fabelwesen gleich ich werd'.

Viersilbige Scharade.

Gar fest das erste Wörtchen steht
Sehr vieles auf ihm ruht.
Es bildet oftmals auch Dein Heim,
Es schützt Dein Hab und Gut.
Das zweite findet überall
Auf Erden man gewiß,
Im Wald und Feld, in See'n und Höh'n,
Und selbst im Felsenriß.
Doch was das Ganze Dir ergiebt:
Ist bei den Damen nie beliebt. i.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der rätselhaften Inschrift: **Was i über die Welt denk, sag i net, wenn i nur z'fressa hab', alles andere ist mir wurst;** des Buchstabenrätsels: **Mädchen, Märchen;** des Rätsels: **Waldersee;** des Zahlenrätsels: **Wismar, Isar, Saar, Mars, Arm, Reis.**

Verantwortl. Redacteur A. Ihring, Berlin.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.